



Osburg Verlag

Jens Rosteck

JOAN
BAEZ

Porträt einer Unbeugsamen

Berliner Falken, die Baez für eine Antikriegsveranstaltung eingeladen haben, ihre Stimme; im Osten der geteilten Stadt ist sie Ehrengast des Staatskabarets Distel, wo sie noch am selben Abend von zweihundert geladenen – also handverlesenen, ideologisch zuverlässigen – Zuhörern erwartet wird.

Man will damit prahlen, die große Baez an diesem symbolträchtigen Datum präsentieren zu können: hier und nicht im Westen! Eigentlich ist der intime Zuschnitt des Gastspiels grotesk, denn Abertausende von DDR-Bürgern hätten ihr selbstredend gern in weitaus größerem Rahmen gelauscht, in einem Stadion oder in einer Konzerthalle; die SED-Führung aber befürchtete Zwischenfälle und entschied sich zuvor für eine kleine, unverfängliche Veranstaltung für Regimetreue, Parteikader und Kulturfunktionäre. Organisiert vom ostdeutschen Fernsehfunk. So braucht die Regierung sich gar nicht erst aufs politische Glatteis begeben, und die Gefahr, dass unliebsame Äußerungen oder brisante Darbietungen auf fruchtbaren Boden stoßen könnten, womit man bei einem populären Baez-Konzert rechnen muss, wird gleich im Keim erstickt. Vorbeugung ist, im Arbeiter- und Bauernstaat Walter Ulbrichts, noch immer die wirksamste Propaganda.

Baez, deren Auftrittsvorbereitungen in der Distel bereits abgeschlossen sind und die den kurzen Weg von der Friedrichstraße zu Biermann mit zwei amerikanischen Freunden zurückgelegt hat, nimmt sich erstaunlich viel Zeit für ihren Kollegen, den verbotenen Bänkelsänger – gewiss hat sie zuvor von dessen vorangegangener Festnahme gehört und davon, dass man ihn systematisch davon abhält, Ostberliner Kulturereignisse selbst als Zuschauer aufzusuchen. Ihre Visite ist solidarischer Natur: Wie keine andere kann sie nachfühlen, was es heißt, persona non grata zu sein. Als unerwünscht deklariert zu werden, wenn man doch unbedingt singen und sich mitteilen möchte. Mundtot gemacht zu werden, wenn man von orientierungslos gewordenen Menschen sehnsüchtig erwartet wird und eben auch jede Menge zu sagen hat. Maulkörbe, das bedeutet sie Biermann, sind für sie einfach nicht akzeptabel – egal auf welchem Kontinent.

Auf Anhieb sind sie einander sympathisch. Von Berührungängsten keine Spur. Trotz der Sprachbarriere kommt man sich schnell näher; Biermann erlebt eine aufmerksame und wissbegierige Joan Baez, fühlt sich von ihr künstlerisch geradezu liebkost und auch inhaltlich verstanden. »Als ich ihr dann mein ›Barlach‹-Lied vorsang, sägte die scharfe Melodie sich in ihre Seele. Die zwei Tränen im Auge« seiner »Besucherin«, die er schon damals als »Ikone« wahrnimmt, »waren mein Honorar«. Die »Sprache der Lieder« ist ihr beider Verständigungsmittel, eine musikalisch-poetische lingua franca; und was mit Gitarren gemeint sein soll, die man sich am liebsten wie Geliebte durch die Gitterstäbe hindurch herbeizaubert, braucht man einer Joan Baez nicht erst umständlich zu erklären. Für Biermanns spezifischen Gebrauch von Lyrik, die Wahl seiner Ausdrucksmittel und sein Idiom hat sie ein offenes Ohr. Je mehr er ihr vorsingen darf, desto ermutigter fühlt er sich. Mit seiner *Preußischen Romanze* nimmt er sie für sich ein. Und sein vertrauter »Flamenco-Sound im fremden Deutschland gefiel der Baez, denn sie selbst hat ja mexikanische Wurzeln«. Joan ist auch deshalb so neugierig auf Wolfs Chansons, da sie selbst ja gerade erst damit anfängt, eigene Songs zu schreiben. Sie revanchiert sich, indem sie ihm ihr ausgefeiltes Fingerpicking demonstriert und als Geschenk »ein Set Stahlkrallen für die Finger der rechten Hand« für ihn dabei hat. Geben und Nehmen – ein idealer

Austausch. Die beiden sind literarisch, musikalisch und politisch füreinander entflammt. Genießen Interesse, Einverständnis und das Gefühl einer geschwisterlichen Zusammengehörigkeit.

Schade nur, dass die kostbare Zeit füreinander so schnell um ist. Biermanns Gäste müssen los, der Beginn der Veranstaltung steht kurz bevor. Er selbst hätte sowohl mit als auch ohne Eintrittskarte keine Chance, dem Recital beizuwohnen; er sollte sich wohl auch besser davor hüten, am Eingang der Distel eine unnötige Szene zu machen. Womit er indessen nicht gerechnet hat, ist Baez' Entschlusskraft und Unbekümmertheit. Für sie ist es ausgemachte Sache, dass ihr freundlicher, kluger Gastgeber mitkommt und auch im Innern des Kabarett's Platz findet. Ein Ticket für den Verfemten hat sie auch. Ungläubig stolpert Biermann, ihr aufmunterndes »Let's go!« noch in den Ohren, seiner »heiligen Johanna mit der Gitarre« hinterher. »Sie packte mich, zottelte mich Angsthäsen resolut die Treppe runter.« Durch für ihn wohlbekannte Berliner Gefilde eilen die vier der Höhle des Löwen entgegen. Und ehe Biermann es sich versieht, landet er, nach einem sehr unangenehmen Geplänkel mit Stasi-Mitarbeitern in Zivil und einer geharnischten Intervention seiner »Athena im Zorn«, gespickt mit Drohungen und Verwünschungen auf Englisch, worauf sich auf einmal wie durch Zauberhand Tür und Tor für das Paar öffnen, im Inneren dieser Höhle. Biermann ist drin, darf zuhören. Seine Resignation ist wie weggewischt. Die Saalordner, überrumpelt von Baez' kühnem Eingreifen, wirken machtlos. Zu prominent ist der Gaststar, als dass sie es auf einen Eklat ankommen ließen: Die Augen der internationalen Presse richten sich nun erst recht auf den Distel-Abend, der ungewöhnlich stachlig auszufallen verspricht. »Arm in Arm«, so die westdeutsche *Zeit*, betreten die beiden »das Kabarett. Die Fernsehfunktionäre reagierten mit betretenem Schweigen und hektischer Ausgelassenheit. Niemand verwehrte Biermann den Einlass in die ›Distel‹. Die Amerikanerin hatte allerdings auch keinen Zweifel daran gelassen, dass sie nur im Beisein des Lyrikers auftreten werde.«

»Zähneknirschend« notierten die Agenten, wie er »sich in die letzte Saal-Reihe setzte«. Nun ist es an Biermann, zu staunen. Über die Professionalität und Authentizität von Baez' Vortrag. Über die phänomenale Qualität ihres Gesangs. Über die Aura, die von ihr ausgeht. Über das geschmeidige, pausenlose Ineinandergreifen von Songs, kurzen Einführungen und gewandten Übersetzungen durch einen smarten Dolmetscher, der selbst Sänger und Schauspieler ist. Und nicht zuletzt über ihren Mumm: Denn auf einmal hört er sie klar und deutlich sagen, dass sie ihr nächstes Lied einzig und allein für ihn, den Unerwünschten, singen werde. »Für Wolf Biermann, den ich heute Nachmittag in seiner Wohnung besucht habe.« Ihr unverwandter Blick ruht auf ihren Zuhörern; Baez lässt sie nicht aus den Augen. Der missliebige, nun aber von ihr in aller Öffentlichkeit geadelte Poet, die Stasi-Beamten, das wie vom Donner gerührte Publikum und der sprachlose Übersetzer – sie alle trauen ihren Ohren kaum, als Baez übergangslos als explizite »Widmung« an »ihren Freund« die Hymne *Oh, Freedom* anstimmt. Als sie »Mister Biermann« und seinen hinter der Berliner Mauer eingepferchten Landsleuten das uralte Gleichnis vom eingekerkerten Sklaven, der allein wegen seines tiefen Glaubens sich im Geiste nie versklaven lassen wird und zugleich die ewige Freiheit preist, beherzt darbringt. Lied und Hommage sind zuvor selbstverständlich nicht abgesprochen gewesen. Ein empfindlicher Schock für die

Veranstalter. Biermann ist gerührt und auch betroffen, seine Landsleute im Saal bekommen vor lauter Schreck kaum ein Wort heraus, und der Übersetzer verzichtet wohlweislich auf die Wiedergabe von Baez' tollkühnem Statement und den nicht minder rebellischen *Freedom*-Zeilen. Die explosiven englischen Worte bleiben unwidersprochen im Raum stehen. Doch die Kameras laufen weiter, zeichnen alles auf. Die Panne lässt sich nicht mehr beheben. Jetzt ist der Skandal perfekt.

Und es soll noch besser kommen. Baez lässt die Presse wissen, was für »ein großes Erlebnis« das Treffen mit Biermann für sie gewesen sei. Eine weitere Herausforderung. Zwar spricht sie seinen Namen »Bärmann« aus, aber jeder weiß, wer hier gemeint ist. Ihr Einsatz für ihren Kollegen geht ein gehöriges Stück weiter. »Ich bedauere«, führt seine Beschützerin aus, »dass er in Ostberlin nicht mehr auftreten darf. Ich glaube, jeder Mensch und insbesondere ein Mensch mit seiner großen Begabung sollte überall auftreten dürfen. Ich selbst würde sehr gern mit ihm zusammen in Ostberlin singen. Außerdem möchte ich ihn einladen, in Amerika zu singen und seine Gedichte dort zu rezitieren.« Größere Unterstützung, noch dazu aus dem Munde einer international geachteten Pasionaria der Menschenrechte, ist ihm noch nie zuteilgeworden. Und Baez hat der DDR-Führung ihren vermeintlichen Triumph, die weltweit bekannteste Vietnamkrieg-Gegnerin für ein Exklusiv-Gastspiel engagiert zu haben, gründlich verdorben. Die beiden unbequemen Künstler vermässeln mit dem pikanten Zwischenfall diesen so hübsch inszenierten Ersten Mai.

Es versteht sich von selbst, dass der Distel-Mitschnitt sofort der DDR-Zensur zum Opfer fällt, nie im Fernsehen gezeigt wird und unter Verschluss bleibt. Dissonanzen sind tabu. Baez und Biermann hingegen gelingt am Folgetag sogar noch ein zweites privates Treffen, bei dem sie den Agenten des Unrechtsstaates erneut ein Schnippchen schlagen – und das, obwohl beide unter der Rund-um-die-Uhr-Bewachung durch die Stasi stehen, Baez tatsächlich während ihres Doppel-Aufenthaltes in Ost-Berlin zur Fahndung ausgeschrieben ist. Aus Stasi-Akten, die erst Jahrzehnte später ausgewertet werden können, geht außerdem hervor, dass man im Osten über Begegnungen von Baez mit dem West-Berliner Kabarettisten und Biermann-Vertrauten Wolfgang Neuss bestens Bescheid wusste – und somit auch über dessen Pläne, die beiden privat zusammenzubringen. Baez und ihre Entourage aber erweisen sich als gewitzter als die auf sie angesetzten Überwacher: Einen nur vorgegaukelten Aufenthalt in der Distel-Garderobe, als »Erholungs«-Pause im Anschluss an die Probe, nutzen sie am ersten Mai zur spontanen Flucht Richtung Chausseestraße; am zweiten Mai schlüpft Baez, ohne dass sie daran gehindert werden kann, nach ihrem erneuten Grenzübertritt am Checkpoint Charlie, in der Leipziger Straße in Biermanns Auto. Dort hat er schon auf sie gewartet. Erneut gehört der Tag ihnen, tauschen sie Songmaterial, Liedtexte, Tonbänder, lässt sich der brandgefährliche »innersozialistische Kleinkram« für einige beglückende Stunden ignorieren.

Baez' und Biermanns Freundschaft bleibt über Jahres-, Landes- und Regimegrenzen hinweg intakt, auch nach der 1976 erfolgten Ausbürgerung von »Mister Bärmann«. Der beiderseitige Respekt wächst stetig. Baez wird Dylan später mit Schallplattenaufnahmen ihres gemeinsamen Ostberliner Kollegen gehörig nerven; und im Sommer 1983, siebzehn Jahre nach dem denkwürdigen Zwischenfall, stehen die beiden B's dann – im Westen –

anlässlich eines großen, vom Dauerregen beeinträchtigten Friedenkonzertes mit internationaler Beteiligung, im Fußball-Stadion des FC St. Pauli, gemeinsam auf der Bühne. Wie Baez seinerzeit in der Distel nimmt nun auch Biermann in Hamburg kein Blatt vor den Mund, wenn es darum geht, öffentlich die Schattenseiten des Sozialismus zu kritisieren. Das nimmt man ihm übel; das missverstehen einige als unbotmäßige Schmähung; dafür erntet er Buh-Rufe und Pfiffe. »Aber siehe da, der spontane Beifall war stark. Und das Allerbeste« an seinem Auftritt war für ihn ohnehin die Wiederbegegnung mit seiner alten Wegbegleiterin.

Baez' damaliges, so mutiges wie solidarisches Einstehen für ihn war eine Aktion gewesen, zu der sie nicht die geringste Veranlassung gehabt hatte. Dieses spontane Einstehen für einen Mann aus einem fremden Land, den sie erst wenige Stunden kannte und dem sie sich auf der Stelle verbunden fühlte, hatte ihn wieder einmal gelehrt, dass man – wie er aus Erfahrung natürlich längst wusste – mit einer Gitarre, einer Handvoll Akkorde, einer Auswahl wirklich guter Lieder und einer gehörigen Portion Zivilcourage vielleicht ein wenig die Welt verändern kann. Auch in einem unfreien Land. Wenigstens für die Dauer eines Abends. Doch lang genug, um ein deutliches Zeichen zu setzen.

Mobilisieren

Eine letzte Rückblende: Washington D. C., Tribüne vor dem Lincoln Memorial, 28. August 1963. Geschätzte 250 000 Menschen nehmen an diesem Mittwoch an einem »March for Jobs and Freedom«, der als eine der größten und dabei auch friedlichen Massenkundgebungen der Geschichte für die Wahrung und Erweiterung der Menschenrechte eingehen wird, teil. In der Verlängerung der National Mall schreiten die Demonstranten, zu drei Vierteln schwarze amerikanische Bürger, aus allen Teilen des Landes angereist, vom Washington Monument zu beiden Seiten des Reflecting Pool entlang Richtung Westen. Der Marsch hat utopischen Charakter und stellt sich dennoch der Realität. Der Marsch ist auch ein Wagnis. Es gilt, schwerwiegende rechtliche und gesellschaftliche Probleme zu lösen, um die noch in weiter Ferne liegende Aufhebung von Rassenschranken voranzutreiben; es gilt, alltägliche Diskriminierung zu beseitigen, die berüchtigten Jim Crow Laws zu überwinden und, das zählt zu den zentralen Forderungen des Projekts, auf die dringend nötige Verabschiedung von zwei fundamentalen Gesetzesvorhaben hinzuwirken – dem Civil Rights Act und dem Voting Rights Act. Beide werden in den Folgejahren, als direkte Konsequenz dieser eindrucksvollen Veranstaltung, tatsächlich endlich durchgesetzt.

Ultimatives Ziel ist die völlige Gleichstellung aller Bevölkerungsgruppen und die Emanzipation der Afroamerikaner. Mit jedem heutigen Schritt bewegen sich die Menschen darauf zu. Langsam, aber mit Durchhaltevermögen. Auf den Sieg, irgendwann in der Zukunft, unbeirrt hoffend. Wer hier mitmarschiert und mitorganisiert, wer Schilder mit Losungen hochhält, wer seine Entschlossenheit zur Schau stellt, betet, zuhört und mitsingt, hat sich an diesem Sommertag also nicht umsonst in die Hauptstadt der Vereinigten Staaten

begeben. Wer sich hier einreihet, hilft, Geschichte zu schreiben und die Ohnmacht zu überwinden. Joan Baez ist mit dabei, in vorderster Front.

Schon in den frühen 1940er Jahren gab es Pläne für einen derartigen Friedensmarsch mit weitreichenden Folgen, doch erst jetzt signalisiert erstmals eine Regierung, die Kennedy-Administration, eine gewisse Kooperationsbereitschaft hinsichtlich der Planung und Vorbereitung. Erst jetzt, im Juni, hat sich der Präsident in einer aufsehenerregenden Rede, der »civil rights address«, via Radio und Fernsehen an die Nation gewandt, Perspektiven aufgezeigt und guten Willen bekundet. Erst jetzt, auf dem Höhepunkt der Bürgerrechtsbewegung und dem damit einhergehenden »Trend« zu wirksamen, intelligenten und gewaltlosen politischen Aktionen, zu Sit-Ins und Diskussionen, scheint ein günstiger Zeitpunkt für die Massendemo gekommen. Man will dafür Sorge tragen, dass die Präsenz vieler mündiger Bürger, die meisten davon Angehörige der schwarzen Mittelschicht, weltweit als verantwortungsvolle, selbstbewusste Machtdarstellung wahrgenommen und nicht wieder in Chaos, Straßenkämpfe, Mord, Plünderungen und bürgerkriegsartige Zustände ausartet. Das Risiko, das man eingeht, ist denkbar hoch.

Wahr ist aber auch: Der allgegenwärtige Rassismus mit seinen Beleidigungen, Demütigungen, körperlichen Übergriffen und Hassausbrüchen hat inzwischen unerträgliche Ausmaße angenommen, und die von Millionen stillschweigend tolerierten oder gar gutgeheißenen, tatsächlich aber verheerenden Phänomene einer amerikanischen »Apartheid« wirken sich noch immer auf sämtliche Lebensbereiche aus – Schulen, öffentliche Verkehrsmittel, Lokale, Chancen am Arbeitsmarkt – und sind einfach nicht mehr hinnehmbar. Lynchjustiz und andere üble Gewaltakte müssen fortan unwiderruflich der Vergangenheit angehören. Die Veranstalter haben sich trotz gewaltiger logistischer und enormer finanzieller Probleme, trotz der Ermordung des schwarzen Aktivisten Medgar Evers im Bundesstaat Mississippi, trotz schwieriger Sicherheitsvorkehrungen, trotz schlimmer Ausschreitungen in den Südstaaten, wie sie in jener aufgeheizten Ära an der Tagesordnung sind, und trotz des Rückschlages, den ein fruchtloses, desillusionierendes Treffen zwischen dem engagierten Romancier James Baldwin und Senator Robert Kennedy kurz zuvor in New York darstellte, nicht beirren lassen. Für die Initiatoren des March on Washington, allen voran Bayard Rustin und Asa Philip Randolph, ist überdeutlich geworden, dass ein viel zu großer Teil der Bevölkerung und der verantwortlichen Politiker die massiven Rassismus-Probleme entweder nicht wahrnimmt oder sie verdrängt und kleinredet.

Aus heutiger Sicht wissen wir, wie sich das Rad der Geschichte weitergedreht hat – mit den Morden an den beiden Kennedy-Brüdern, dem Präsidenten John Fitzgerald und dem späteren demokratischen Vorwahlkandidaten Robert, der seinerseits die Präsidentschaft anstrebte. Mit den ebenfalls mörderischen Attentaten auf den Widerstandskämpfer Malcolm X und den Bürgerrechtler Martin Luther King. Wir kennen aber auch die immense Bedeutung der großen Rede eben dieses Baptistenpastors und Vordenkers Martin Luther King, die diesen entsetzlichen Bluttaten voranging und die mit dem darin enthaltenen Leitmotiv *I Have a Dream* visionäre und mythische Bedeutung erlangt hat. King ist der letzte Sprecher an jenem 28. August, als er diese Zuversicht verströmenden Worte verkündet, und niemand unter den 250 000 Zuhörern wird die Kraft, Wucht und